

Randgruppen im Raum : Blicke in die Geschichte am Beispiel des Stadtraums Basel

Autor(en): **Kreis, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Collage : Zeitschrift für Raumentwicklung = périodique du développement territorial = periodico di sviluppo territoriale**

Band (Jahr): - **(2019)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-957975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Randgruppen im Raum – Blicke in die Geschichte am Beispiel des Stadtraums Basel

GEORG KREIS

Em. Professor für neuere allgemeine Geschichte Universität Basel.

Was lehrt uns die Geschichte punkto Randgruppen? Lebten diese Gruppen auch früher am Rand der Stadt? Waren sie bereits damals nur eine Randthema in der Raumplanung? Am Beispiel des Stadtraums Basel wirft der Autor einen Blick zurück und zeigt dabei anhand von Sonderzonen, öffentlichen Plätzen und Vororten auf, dass es sicher nicht der richtige Weg wäre, vorschnelle Schlüsse zu ziehen, zumal es keine eigentlichen Studien zu diesem Thema gibt.

Wirft man ein paar Blicke in die Geschichte von Randgruppen im Raum, wird alles komplizierter. Auf der Suche nach Randgruppen, die sich im Laufe der Geschichte identifizieren lassen, merkt man rasch, dass weitere Fragen auftauchen: am «Rand» wovon und inwiefern am «Rand»? Damit verbunden ist auch die Frage nach dem grossen und offenbar normalen nicht randständigen Rest der Bevölkerung. Dieser ist in der Regel weit weniger homogen, als die Gegenüberstellung von «Rand» und grosse Mehrheit suggeriert. Letztlich sind wir bis zu einem gewissen Grad alle «Rand» von etwas, und gehören damit einer Randgruppe an.

Die Vermutung dürfte aber nicht falsch sein, dass mit Randgruppen vor allem schwache, unterprivilegierte, diskriminierte und mehr oder weniger ausgestossene Gruppen gemeint sind. Dem ist entgegenzuhalten, dass – erstens – schwache Randgruppen zum Teil selber und gerne Sonderzonen bilden und dass sich – zweitens – wohlhabende Gruppen vom «Rest» absetzen und sich dies in den Stadttopografien feststellen lässt.

Wichtig ist die Frage, wie Randlage zustande kommt, als Folge von Ausgrenzung oder als selbstgeschaffene Randpositionierung oder – in Abstufungen – als Kombination von beidem. Städtische Siedlungsstrukturen zeugen von der Tendenz, dass «gleich und gleich» gerne beieinander wohnen, was im Übrigen auch für die sehr wohlhabende Bevölkerung gilt. Die «Entscheid», wer wo wohnen will und kann, werden in hohem Mass auch von materiellen Bedingungen (z.B. von der Luftqualität oder von den Grundstückspreisen) bestimmt. Zur realen Sozialstruktur kommt noch die nicht weniger wichtige Einschätzung: Ist sie einseitig oder symmetrisch und inwiefern prägt sie das reale Sein und die Verhältnisse zueinander?

Was stellen wir fest, wenn wir mit diesen Fragestellungen auf einen Raum wie die Stadt Basel mit ihrer reichen Geschichte blicken? Zum Thema gibt es keine eigentliche Studie. Und was den «planerischen Umgang» mit Randgruppen durch Behörden betrifft, lässt sich dieser ebenfalls schwer belegen und deshalb auch nicht aufzeigen, zu welchen Zeiten der gestalterische Wille kleiner oder grösser war und was im Falle von Ghettoisierung, Bildung von Subkulturen und Parallelgesellschaften sowie Verdrängung von Eingesessenen (Genetifizierung) unternommen wurde.

Zu bedenken ist weiter, dass sich die Verhältnisse ändern können: Randräume entstehen, sie werden während einer bestimmten Zeit genutzt und verlieren später unter Umständen diese Eigenschaft wieder. Rand muss nicht immer Rand bleiben, man kennt dies von den Grossstädten: «alternative Szenen» setzen sich ab, wenn ihr Terrain zu sehr in Mode kommt. Und Rand muss überhaupt nicht totale Isolation bedeuten, es kann durchaus zu Interaktionen kommen. Die häufigere Variante besteht darin, dass sich Angehörige einer Randgruppe auch in zentralen Räumen bewegen, während sich Angehörige eines Hauptraumes weniger oft in möglicherweise als unsicher eingestufte Randräume begeben.

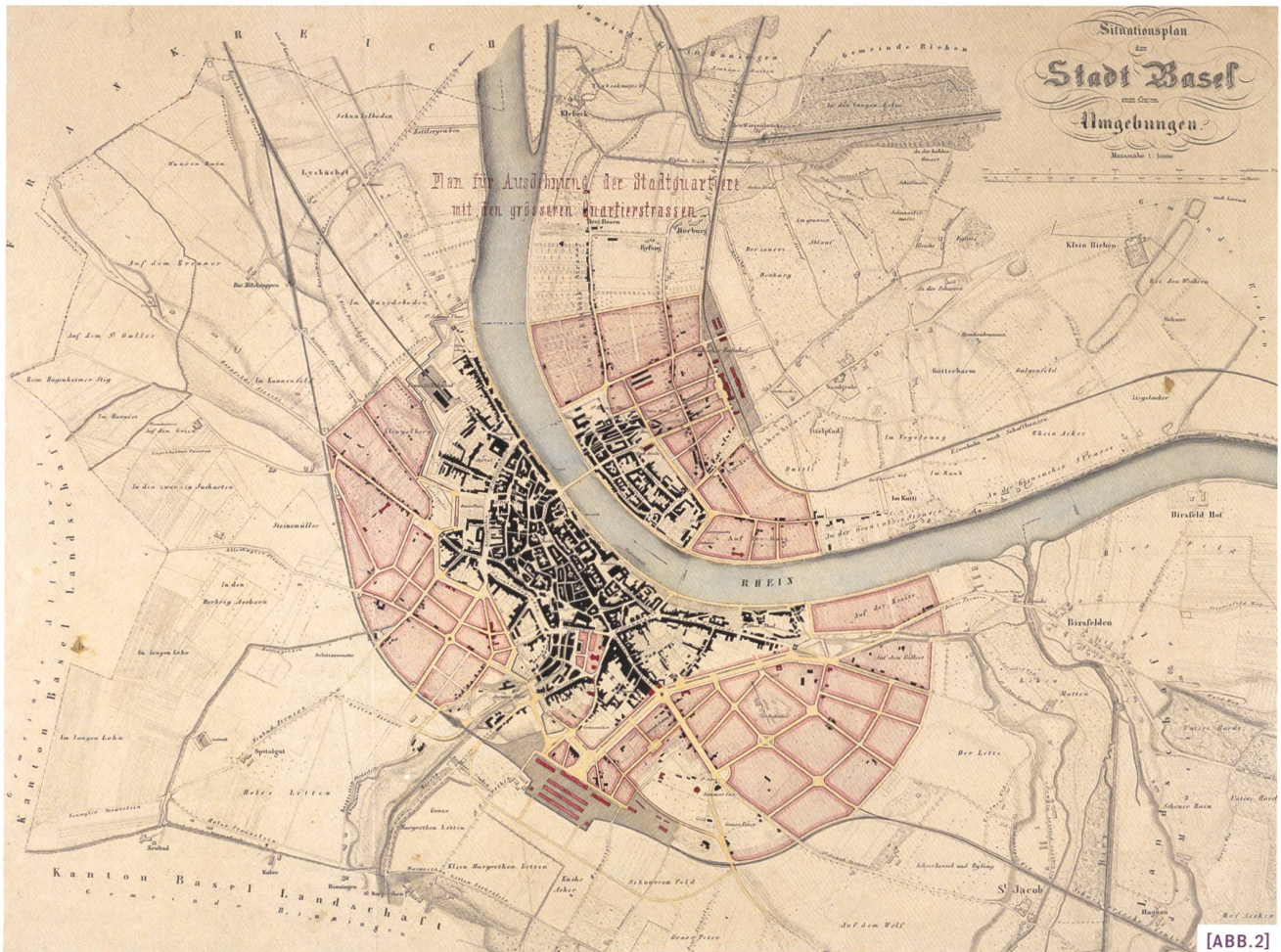
Am Rande der Stadt

Ränder werden oft übersehen, sie werden manchmal aber auch gerne speziell beachtet. Die Basler Sonderzone am Kohlenberg z.B., die es bereits im 14. Jahrhundert gab, hat die klassische Geschichtsschreibung zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht. Der «Kohlenberg» lag ideal

[ABB. 1] Menschen am Stadtrand, hier beim Spalentor um 1865. (Foto: Höflinger)



[ABB. 1]



[ABB.2]

[ABB.2] Der Rhein trennt und verbindet die beiden Stadtteile Gross- und Kleinbasel. Die Innenstadt ist eng und verwinkelt, die Aussenquartiere sind offen und linear angelegt. (Quelle: Planentwurf Hartmann von 1859, Staatsarchiv Basel-Stadt, Signatur StABS, Planarchiv H 3,14)

ausserhalb der inneren Stadtmauer, aber doch innerhalb der äusseren Stadtmauer. Er war ein ganzes Revier mit vitalem Betrieb – besonders Nachts. Hier hausten zusammen mit dem ohnehin ausgegrenzten

Henker und den Totengräbern verschiedene Angehörige von permanenten Randständigen und solchen, die vorübergehend, z.B. beim Aufsuchen der «fahrenden Töchter», dazu gehören wollten. Hier lebte alles in allem ein Völklein, das die «Etablierten» als Haufen «unnützer» Menschen bezeichneten. [ABB. 1]

Die zwischen den beiden Mauerringen liegenden Vorstädte entsprachen als Durchgangsstrassen nicht den gehobenen Wohnansprüchen, waren wenig attraktiv, zogen aber wegen der geringeren Sozialkontrolle Menschen mit randständigem Status an.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts lebte die mittelständische Bevölkerung an den Stadträndern, denn dort entstanden die besseren Quartiere. Im Zentrum hingegen blieben höchst prekäre Wohnverhältnisse zurück, mit stark überbelegten Häusern und höchst unhygienischen Verhältnissen, etwa mit 18 Haushalten in einem Haus und einem einzigen Abtritt.

Juden lebten, soweit sie zugelassen waren, nicht in geschlossenen Siedlungsräumen, aber in wahrnehmbarer Verdichtung zwischen Markt- und Barfüsserplatz und seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert vorzugsweise im Leimenquartier, in der Nähe der 1868 eingeweihten Hauptsynagoge. Eine ähnliche Konzentration gab es bei den Katholiken, hingegen kann man heute bei den Muslimen und ihren Moscheen nichts Analoges wahrnehmen.

Quartierstruktur der Stadt

Der so genannte Hauptraum (als logisches Gegenstück zu den Randzonen) war und ist alles andere als homogen. Eine gewisse Struktur hatten früh die Kirchgemeinden gelegt. 1904 kam die staatliche Einteilung hinzu: Die Stadt erhielt 19 Subeinheiten als statistische Grössen, die mit Quartiernamen versehen wurden und unterschiedliche soziale Qualitäten aufwiesen. Von den Einschätzungen, was «gute» und «schlechte» Adressen waren, dürften selbstverstärkende Wirkungen ausgegangen sein. Bestimmte Quartiere konnten – gestützt auf Ergebnisse der Wahllokale – bestimmten politischen Revieren zugeordnet werden, was ebenfalls den Status quo für eine Weile bekräftigt haben könnte. Das Quartier «Sevögli» etwa erwies sich als konservatives Stammgebiet, das «Bläsi» hingegen als sozialistische Hochburg.

Um 1900 dürfte es eine deutlichere Verteilung nach Konfessionen gegeben haben, wobei die Zuwanderung der primäre Faktor war und die Konfession bloss eine sekundäre Gegebenheit. Wegen offenbar überwiegenden Niederlassungen von katholischen Zuwanderern im in den 1860er entstandenen «Randquartier» Gundeldingen, kam für diesen Stadtteil die Bezeichnung «heilig Dorf» auf. In einer anderen Randlage entstand die 1902 fertiggestellte St. Josephskirche für die rasch gewachsene katholische Bevölkerung in den Kleinbasler Arbeiterquartieren. Bezeichnenderweise stellte diese Pfarrei eingedenk ihrer früheren Minderheitensituation seit 2013 ihre Räumlichkeit für eine Religionsgruppe zur Verfügung, die heute als Muslime einen Randstatus hat.

Das «mindere Basel»

Der Rhein teilt die Stadt in Gross- und Kleinbasel. [ABB. 2] Aus Grossbasler Sicht könnte ganz Kleinbasel als «Rand» eingestuft werden. Die Kleinbasler könnten die Bezeichnung «minderes Basel» als diskriminierend empfunden oder kompensatorisch dann als Auszeichnung übernommen haben. Es enthielt eine Abwertung, wenn noch in den 1920er-Jahren eine Schülerin von ihrer Lehrerin im Grossbasler Mädchengymnasium allein wegen ihres Kleinbasler Wohnorts als «Arbeiterkind» aufgerufen wurde, obwohl sie die Tochter eines stolzen Handwerkermeisters war.

Gemäss einer gängigen Vorstellung und der durchaus real gegebenen Sozialtopografie bildeten das Grossbasel den Kopf, das Kleinbasel den Bauch der Stadt. Diese Zweiteilung dürfte inzwischen an Bedeutung verloren haben, ist aber überhaupt nicht aus der Welt geräumt: In der Kopfzone liegen z.B. die Kathedrale, die Universität oder das Gericht; in der Bauchzone sind das Rotlichtviertel, die Warenmesse, die Kaserne, das Hafenviertel, das Waisenhaus und grosse Teile der chemischen Industrie angesiedelt.

Die Vororte von Basel

Wir können Basel nicht ohne ihre Vororte denken, die zum grösseren Teil im Nachbarkanton Basel-Landschaft liegen. Diese spezifische Randsituation (auf andere Weise und verstärkt auch durch die deutsch- und französisch-schweizerischen Grenzen) hatten schon immer Unholde zu nutzen gewusst, wenn sie sich schnell ins andere Hoheitsgebiet absetzten und von der an territoriale Zuständigkeit gebundenen Polizei nicht verfolgt werden konnten.

Nicht alle Agglomerationsgemeinden waren (und sind) in gleichem Mass Vorort. Birsfelden ist es in besonderem Mass, weil ihm ein historischer Ortskern fehlt und sich sein Heranwachsen ganz aus der Nachbarschaft zur Stadt ergeben hat. An den Vororten sieht man die Ambivalenz der Randlage besonders deutlich: Einige würden es für besser halten, zum grossen Nachbarn zu gehören, andere sehen gerade in der Nichtdazugehörigkeit einen Vorteil. Das gilt auch für die baselstädtische Gemeinde Riehen. Das ehemalige Fischerdorf Kleinhüningen wurde in Etappen 1893, 1903 und 1908 inkorporiert, bildet aber heute noch immer eine Randregion.

Zu- und Abwanderung

Überlegungen zur Randlage sehen, was im Umgang mit Terrains naheliegend ist, die Verhältnisse gerne statischer als sie sind. Die bestimmte Parzellen bewohnenden Menschen sind es aber weit weniger. Die Fluktuation der Bevölkerung ist in der Regel enorm gross. Das gilt einmal für die Zuwanderung, wenn sie im Verlauf einer Lebensspanne einem gegebenen Fahrplan des Aufstiegs folgt: vom Vorort (z.B. Birsfelden) ins Kleinbasel und vom Kleinbasel ins Grossbasel und im Grossbasel vom Gundeldingerquartier aufs Bruderholz. In den 1860er-Jahren sind für das Kleinbasel Stimmen überliefert, die den «letzten» noch im Kleinbasel lebenden Eidgenossen rieten ins Grossbasel zu wechseln. Mit einem gesamtheitlichen Ansatz hat sich die historische Forschung mit der Frage, wo sich Zuzüger niederliessen, bisher kaum beschäftigt.

Dann gibt es als wirklich häufige Variante das erneute Abwandern nach der Zuwanderung. Die heutige Mobilität dürfte nicht grösser sein als

die frühere, aber sie ist besser dokumentiert. In den Quartieren Gundeldingen, Matthäus und St.Johann mit je etwa

16–19'000 Menschen gibt es jährlich stets gut 3000 Zu- und Weggezogene. Für das 19. Jahrhundert wird von der Mehrheit der Zuwanderer eine durchschnittliche Aufenthaltsdauer von bloss einem Jahr genannt. Und wie verhält es sich diesbezüglich mit Populationen der Randreviere? Hier könnte es ebenfalls einen Kern von Dauerhabitanten und einen grossen von Wechselvolk geben.

Exponenten des Alternativen

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war die Zahl der in der Basler Region lebenden Ausländer besonders gross. Diese Kategorie der doch einigermaßen festen Wohnbevölkerung wurde, wenn die Ausländer nicht aus der badischen Nachbarschaft oder dem damals deutschen Elsass stammten, sondern aus Italien, in ihrer Andersartigkeit besonders deutlich wahrgenommen. Die vor allem im Bausektor arbeitenden Männer liessen sich mit ihren Familien teils in den Gemeinden Binningen, Birsfelden, Allschwil, teils in bestimmten Basler Quartieren (z.B. Kleinbasel) nieder und bildeten dort ihrer kulturellen Übereinstimmung entsprechend kleine «Communities» (wie man das an verschiedenen Orten der Welt als «Little Italy» kennt). Alteingesessene befürchteten, dass ihre Kinder von Läusen befallen würden. Sie bezeichneten die Italiener als «Bolänteschlugger» oder als «braune Söhne des Südens». Es gab Kleintumulte, die als «Italienerkrawalle» in die Geschichte eingingen.

Die stadtplanerische Sicht auf die Welt der Randgruppen ist wahrscheinlich statischer als die Lebenswirklichkeit der Angehörigen dieser Gruppen. Sie mögen einen halbwegs «festen» Wohnsitz und bei der Wohnsitzwahl auch die Neigung haben, in der Umgebung von ihresgleichen wohnen zu wollen – im Alltag konnten oder mussten sie sich im allgemeinen



[ABB. 3]

[ABB. 3] «s'Banane-Anni», randständiges Stadtoriginal im Zentrum der Stadt um 1935. (Quelle: Staatsarchiv Basel-Stadt, Signatur NEG 1992)

Hauptraum aufhalten. Am deutlichsten sieht man dies an den so genannten Basler Stadtoriginalen, die im öffentlichen Raum als Unikate herausstachen: Dies etwa der «Bluemefritz» oder das «Bananen-Anni».[ABB. 3] Sie zeigen auf, dass sie zwar in Randregionen wohnten, einen wichtigen Teil ihres Lebens aber im städtischen Grossraum verbrachten.

In den 1980er-Jahren zeigten sich neue Randgruppenformate: Junge Leute aus verschiedenen Wohnlagen suchten insbesondere autonome Räume und besetzten diese, z.B. 1986 in der Alten Stadtgärtnerei St. Johann. Schon Jahre zuvor war 1959 im Sommercasino ein Ort geschaffen worden, wo der Jugendkultur eine eigene, aber von erwachsenen Verantwortungsträgern administrierte Oase zur Verfügung gestellt wurde. Es folgten als wichtiger werdendes Phänomen die mehr oder weniger zeitlich beschränkten Zwischennutzungen von punktuellen Randzonen (z.B. Stückfärberei, oder Kulturwerkstatt Kaserne).

Vielleicht hat sich in der jüngeren Vergangenheit die Raumfrage bezüglich der Randgruppen etwas verschoben, weg von Zonen grösseren Ausmasses hin zu Kleinsteinheiten, ob es sich um Jugendtreffpunkte oder Altersheime handelt. Und die Stätten mit alternativem Kulturbetrieb werden zu einem grossen Teil auch von Populationen aus grösseren Einzugsgebieten genutzt, von denen man nicht sagen kann, dass sie Randqualität haben.

Die Einblicke in die Geschichte zeigen, dass es nicht «die» Geschichte von Randgruppen im städtischen Raum gibt. Denn schon allein den Begriff «Randgruppe» klar zu definieren, ist kaum möglich, da die Definition letztlich eine Frage der Perspektive ist. Auch zeigt die Historie, dass die Bewegung und Fluktuation der sogenannten «Randgruppen» zu gross ist, als dass auszumachen wäre, was typische «Ränder» bzw. Orte für diese Gruppen sind und abschliessend ausmachen. Aber was der Einblick schliesslich auch verdeutlicht: Gruppen, die am sogenannten «Rand» lebten, gab es immer. Sie haben ihren Raum und Platz in der Stadt eingenommen, auf ihre Anliegen und Positionen aufmerksam gemacht, und dabei die Mehrheits- und Haupträume belebt und baulich geprägt. Zu hoffen ist, dass dies auch in Zukunft so bleibt, und dass aus diesem Blickwinkel heraus der Beitrag von «Randgruppen» auch in der Raum- und Stadtplanung anders gewertet wird.

RÉSUMÉ

Les marginaux dans l'espace urbain – Éclairages historiques sur l'exemple bâlois

Un regard historique sur l'exemple de la ville de Bâle montre que l'histoire des groupes marginaux dans l'espace urbain est forcément plurielle. Donner une définition univoque de la notion de «groupe marginal» n'est en effet pas possible, une telle définition étant, en fin de compte, une question de point de vue. Que sont au juste les groupes marginaux? De quoi vivent-ils et dans quelle mesure vivent-ils «en marge»? N'appartenons-nous pas finalement tous à un tel groupe marginal? Georg Kreis observe qu'il n'existe aucune étude sur la manière dont les marginaux pratiquent le territoire, ni sur celle dont les autorités abordent la problématique des marginaux dans la planification. À travers divers exemples, Kreis décrit quels groupes marginaux ont existé et comment ils ont marqué l'espace urbain de leur empreinte. À Bâle, l'une des originales les plus connues était «l'Anna aux bananes» («Bananen-Anni»), qui habitait dans une région périphérique mais passait beaucoup de temps sur la place du Marché, où elle vendait sa marchandise. Les groupes marginaux se caractérisent par d'importants mouvements et fluctuations. Il n'est pas possible d'identifier quels seraient «leurs» lieux spécifiques. Il y a toujours eu des groupes vivant en marge. Ils se sont fait leur place dans la ville, ont attiré l'attention sur leurs besoins et ont contribué à animer les espaces «conventionnels» et à leur donner forme. Il faut espérer qu'il en soit toujours ainsi à l'avenir et que l'apport des «groupes marginaux» soit apprécié autrement, y compris dans la planification territoriale et urbaine.

RIASSUNTO

Gruppi marginali nello spazio pubblico – sguardi storici sullo spazio urbano di Basilea

Gli sguardi storici dell'esempio dello spazio urbano di Basilea mostrano che non esiste «una» storia di gruppi marginali nelle aree urbane. Non è possibile definire chiaramente il termine «gruppo marginale», poiché la definizione dipende dal punto di vista. L'autore, il prof. em. G. Kreis, pone domande come: Cosa sono esattamente i gruppi marginali? Di cosa vivono e in che misura vivono «ai margini»? Non facciamo tutti parte di un «gruppo marginale»? Kreis osserva che non ci sono studi sul tema dei «gruppi emarginati nello spazio», nemmeno sugli approcci pianificatori delle autorità nei confronti dei gruppi marginali. Con degli esempi, egli mostra i gruppi marginali di allora e come essi abbiano contribuito a plasmare lo spazio urbano, come l'originale «Bananen-Anni» (1935): la signora Anni viveva in una zona periferica ma passava molto tempo in un «luogo centrale», la Marktplatz di Basilea, dove vendeva le sue merci. I movimenti e le fluttuazioni dei cosiddetti «gruppi marginali» sono importanti. Non è possibile definire quali siano questi «margini», rispettivamente i luoghi frequentati da questi gruppi. Ci sono sempre stati gruppi che vivevano ai margini. Essi occupavano uno spazio urbano, attirando l'attenzione sulle loro preoccupazioni e, così facendo, hanno potuto rivivere e plasmare strutturalmente i luoghi centrali. È auspicabile che ciò rimanga anche in futuro e che, da questo punto di vista, il contributo dei «gruppi marginali» venga valutato diversamente, anche nella pianificazione territoriale e urbana.